



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des Palastes von einem Schauplay zurück, auf dem er das Andenken einer glänzenden, wenn auch nicht vorwurfsfreien Wirksamkeit hinterläßt. Der Sturm einer Europa erschütternden Umwälzung, der Groll Englands, der Haß mächtiger Parteien hatten seine eiserne Energie nicht besiegen können. Es war bisher stets sein Loos, nachdem er seine offenen Gegner überwunden, vor den tückischen Streichen seiner heimlichen Feinde zu fallen. Unläugbare Fehler, die er in der letzten Hälfte seines im Ganzen ruhmvollen Ministeriums beging, machten es allerdings möglich, ihn zu stürzen; immerhin ist es ein beklagenswerther Beweis, wie wenig selbst nach den Kämpfen mehrerer Jahrzehende die Repräsentativregierung in Spanien gefestigt ist, daß es möglich war. Nach allem Ermessen jedoch ist die Rolle des Herzogs v. Valencia noch nicht ausgespielt. Und sollte er noch einmal auf die Bühne berufen werden, auf der er so eminente Erfolge errungen, so dürfte ihm dann vorbehalten sein, seine Fehler zu sühnen und seinem Lande noch größere Dienste zu leisten, als es ihm schon zu danken hat.

W o c h e n b e r i c h t.

Politische Tagesfragen. — Am 15. August ist in den meisten bedeutenderen Städten Deutschlands von den dort sich aufhaltenden Franzosen das Napoleonsfest gefeiert worden. Wir haben nichts dagegen, daß auch im Auslande die nationalen Erinnerungen festlich begangen werden, aber die Ostentation, mit der es betrieben worden ist, hat doch für Deutschland etwas Peinliches. Das Fest gilt den Erinnerungen an die schlimmste Zeit Deutschlands und ist zu Ehren des Mannes, den wir als den schlimmsten Feind Deutschlands betrachten müssen. Eine von den deutschen Regierungen autorisirte Adoration des Kaiser Napoleon bleibt immer ein sonderbares Ereigniß. Ueberhaupt geht die Connivenz gegen den gegenwärtigen Machthaber in Frankreich nach unsrem Ermessen zu weit. Zwar sind wir der festen Ueberzeugung, daß die deutschen Regierungen am zweckmäßigsten handeln, wenn sie die inneren Angelegenheiten Frankreichs ohne Umstände so acceptiren, wie sie in der Wirklichkeit sind. An directe Interventionen wird überhaupt nicht gedacht werden können, und daß ein indirectes Feindseligkeitsverhältniß, wie man es von Seiten unsrer Höfe eine lange Zeit hindurch der jetzigen spanischen Dynastie gegenüber beobachtet hat, zu gar keinem Ziele führt, wird jetzt wol auch außer Zweifel stehen. Die Regierungen handeln also ganz zweckmäßig, wenn sie die Republik anerkennen; und sie würden eben so zweckmäßig handeln, wenn sie auch gegen das Kaiserreich keine Einwendung machten. Allein die Art und Weise, wie man gegenwärtig den Prinz-Präsidenten gegen die Angriffe der deutschen Presse in Schutz nimmt, dürfte wenigstens vorläufig schwer zu rechtfertigen sein. Louis Napoleon ist noch immer kein wirklicher Monarch, und die Heiligkeit des monarchischen Princips kann ihm also noch keine Sicherheit gegen die Angriffe der Presse gewähren, denen sich alle Regierungen aussetzen müssen. — Das Beispiel einer einfachen, aber nicht unbedeutenden Demonstration gegen die etwa weiter gehenden Absichten Louis Napoleons hat

die Königin Victoria gegeben. Ihr Besuch am belgischen Hof und der innig vertrauliche Umgang der beiden Regentenfamilien unter einander in einer Zeit, wo die Bedrohungen von Seiten Frankreichs sich immer mehr um das kleine Königreich zusammenziehen, ist ganz geeignet, das Glysée daran zu erinnern, daß England seinen mächtigen Arm schützend über das kleine, aber für unsre politische Entwicklung höchst einflußreiche Land breitet, welches sonst der Willkür seines Nachbarn preisgegeben wäre. — Da wir in der letzten Zeit übrigens nur zu viel Gelegenheit gehabt haben, das Pietätsverhältniß, welches zwischen den Fürsten und Völkern bestehen soll, in Frage gestellt zu sehen, so können wir nicht ohne wohlthuendes Gefühl auf Erscheinungen verweilen, wie sie der englische und der belgische Hof darbieten. Es ist heut zu Tage Mode geworden, die Rolle eines constitutionellen Monarchen, der gezwungen ist, sich innerhalb der Grenzen der Verfassung zu bewegen, von der komischen Seite aufzufassen. Nur das alleroberflächlichste Urtheil kann sich bei einer solchen Anschauungsweise beruhigen. König Leopold hat in sehr kritischen Tagen, ohne jemals über die Schranken seiner Befugniß hinauszugehen, eine Weisheit entwickelt, die dem mächtigsten Fürsten Ehre machen würde, und die das Land auch über die gegenwärtige Krisis glücklich hinausführen wird; und dasselbe muß von der Königin Victoria behauptet werden. Die eigenthümlich verwickelten Verhältnisse der gegenwärtigen politischen Parteien hätten einer ehrgeizigen Frau die beste Gelegenheit zu wirksamen Intriguen geboten, und daß sich die Königin von England derselben auch da enthalten hat, wo der Versuch nahe lag, ist ein wesentliches Moment für die Festigung des monarchischen Sinnes der Engländer, der ihnen in allen weiteren Verwickelungen als ein fester Anker dienen wird. Und würdig steht ihr darin ihr Gemahl zur Seite, der seine dem Anscheine nach wahrlich nicht sehr dankbare Aufgabe so glücklich gelöst hat, daß er nicht durch seine Stellung, sondern durch seine Persönlichkeit gegenwärtig zu den geehrtesten und einflußreichsten Männern von England gehört. Dem stolzen und eifersüchtigen englischen Adel gegenüber ist dieser Erfolg keine Kleinigkeit. — Sehr wesentlich hat zu dieser erfreulichen Haltung der Umstand beigetragen, daß Königin Victoria im Kreise der Whigs erzogen ist. Sie hat die Vorliebe für diese Partei, einen einzigen Fall ausgenommen, wo man ihr eigentlich vom menschlichen Standpunkt die volle Theilnahme nicht versagen kann, niemals politisch geltend gemacht; aber sie ist beständig den constitutionellen Grundsätzen, die doch vorzugsweise von dieser Partei getragen werden, treu geblieben. Die gegenwärtige Stellung der toryistischen Partei wäre, wenn ein herrschsüchtiger Regent ihr zur Seite stände, nicht ohne Gefahr für das Land, denn die Wahl der Rathgeber der Krone, das wichtigste Geschäft des Königthums in England, ist nicht mehr durch einen so ganz einfachen Mechanismus bedingt, wie vor einigen Jahren. — Was die Lage der Tories betrifft, die durch die gegenwärtigen Parlamentswahlen keine bestimmten Umrisse gewonnen hat, so wird sie hoffentlich durch die Streitigkeiten mit Amerika sehr bald eine entscheidende Wendung nehmen. Diese im Wesentlichen unbedeutenden, aber das Nationalgefühl der Amerikaner verletzenden und wenigstens die Möglichkeit eines Bruchs herbeiführenden Streitigkeiten müssen das Cabinet beim englischen Volk vollends unpopulair machen, da wol nicht die geringste Neigung zu einer wirklichen Feindseligkeit mit einem Volk, dessen große Bedeutung für die allgemeine Cultur kein Engländer mehr verkennt, vorhanden sein wird. — Eine nicht uninteressante Episode des politischen Lebens bildet der veröffentlichte Briefwechsel zwischen Lord Londonderry und Louis

Napoleon. Es werden hier dem Prinzen Beleidigungen gesagt, die um so empfindlicher sein müssen, da sie durchaus persönlicher Natur sind und auf Thatfachen beruhen, wenn auch der Gegenstand derselben, die nicht vollzogene Freilassung Ab-del-Kader's, für die sogenannte große Politik keine Bedeutung haben mag.

Aus England. Das englische Ministerium hat sich in seinem Haschen nach jeder möglichen Gelegenheit, sich thätig zu zeigen und damit populair zu machen, in einen sehr bösen Handel eingelassen. Das nach Osten hin so friedliche, gegen die absolutistischen Höfe so geschmeidige Cabinet legt große Lust an den Tag, seinem republikanischen Vetter im Westen in die Haare zu gerathen, und von drüben herüber antworten entschiedene Noten und kampflustiges Geschrei den Maßregeln des englischen Staatssecretairs. Es handelt sich um das Recht, an den Küsten der englisch-nordamerikanischen Colonien Fischfang (namentlich auf Stockfische und Makrelen) zu treiben. Die Verträge von 1818 sprechen ausschließlich Schiffen unter englischer Flagge das Recht zu, bis auf eine Entfernung von drei Meilen von der Küste im ganzen Umkreis der englischen Colonien zu fischen. Alle anderen Schiffe — Nordamerikaner und Franzosen sind vorzugsweise bei diesem Fischfang theilhaftig — dürfen nur, von bösem Wetter gezwungen, oder um Schäden auszubessern, oder um Holz und Wasser einzunehmen, diesen Theil des Meeres befahren. Die englische Regierung folgt jedoch mit ihrer Demarcationslinie nicht streng dem Umrisse aller einzelnen Theile der Küste, sondern nur dem allgemeinen Umrisse, und folgt z. B. nicht der Küste einer tief in's Land gehenden Bucht, selbst wenn sie breiter als sechs Meilen ist, sondern zieht die Grenze gleich von einer Spitze der Einfahrt bis zur andern. Dadurch wurden die Nichtengländer von den besten Stellen für den Fischfang ausgeschlossen. Die Amerikaner sind aber nicht sehr geneigt, völkerrechtliche Bestimmungen zu respectiren, wo sie ihren materiellen Interessen nachtheilig sind. Die Fischer der Vereinigten Staaten ließen sich systematisch immer weitergehende Uebergriffe zu Schulden kommen, und betrieben immer lecker den Fischfang in den verbotenen Gewässern unter dem Vorgeben, daß der Anspruch Englands, die mehr als sechs Meilen breiten Buchten in die Demarcationslinie einzuschließen, unberechtigt sei. Indirect hat jedoch bereits die Regierung der Vereinigten Staaten die Rechtmäßigkeit dieses Anspruchs zugestanden. Denn als bereits 1843 in Folge der Wegnahme der nordamerikanischen Schiffe *Washington* und *Argus* ein Conflict zwischen England und den Vereinigten Staaten drohte, wurde derselbe nach einem sehr lebhaften Notenwechsel dadurch beendet, daß der damalige britische Staatssecretair des Auswärtigen, Lord Aberdeen, den Amerikanern erlaubte, in der Fundybucht Fischfang zu treiben. Alle anderen Buchten sollten ihnen nach wie vor verschlossen bleiben. Daß die amerikanische Regierung diese Erlaubniß als eine Concession annahm, und nicht als ein Recht forderte, beweist, daß sie selbst nicht an der Rechtmäßigkeit der englischen Ansprüche zweifelte. Seitdem haben sich aber die Uebergriffe der amerikanischen Fischer immer wieder erneuert und haben an Ausdehnung zugenommen, wogegen die Beschwerden der englischen Colonisten darüber bei dem Whigministerium wenig Anklang fanden. Kaum war jedoch das gegenwärtige Ministerium zur Herrschaft gelangt, so änderte sich die Sache. Carl Derby erinnerte sich recht gut, daß er 1844 als Colonialsecretair zuerst wieder den alten Streit aufgewärmt hatte, Sir J. Pakington, der gegenwärtige Colonialsecretair, erstaunt und beschämt über das Lob, welches die Oppositionspresse seiner ver-

ständigen und gemäßigten Verwaltung spendete, wünschte wahrscheinlich nicht länger, sich vor seinen Collegen rühmlich auszuzeichnen, und Lord Malmesbury freute sich, endlich eine Gelegenheit zu erhalten, wo er als Beschützer englischer Rechte im Auslande auftreten durfte. Das ganze protectionistische Cabinet sah sich von der Aussicht angelockt, in Nordamerika das protectionistische Princip, das es in der Heimath gehorsam dem gebieterischen Ausspruch der öffentlichen Meinung hatte aufgeben müssen, zur Anwendung zu bringen. Denn obgleich der Fischfang der englischen Colonisten durch Prämien und andere schutz-zöllnerische Erfindungen ausgiebig geschützt ist, geräth er doch immer mehr in Verfall, und droht mit der Zeit ganz in die Hände der weit energischeren Nordamerikaner zu fallen. Das Ministerium beschloß nun, den klagenden Colonisten damit unter die Arme zu greifen, daß sie die amerikanischen Fischer von den ergiebigeren Bänken vertrieben, indem sie auf Erfüllung der Bestimmungen des Vertrags von 1818 drangen. Die Folge davon war die Wegnahme des amerikanischen Schiffes Coral, die in den Vereinigten Staaten die lebhafteste Indignation erzeugte. Formell war darin das Cabinet unbezweifelst im Rechte, denn, wie wir oben zeigten, die Regierung der Vereinigten Staaten hat bereits 1845 die englische Auslegung der Bestimmungen des Vertrags von 1818 anerkannt, und die Wegnahme des Coral erfolgte nicht einmal in dem streitigen Gewässer, sondern auf Flintenschußweite vom Ufer, also auf unbezweifelst britischem Gebiete, wo das Fahrzeug unter keiner Bedingung berechtigt war zu fischen. Eine andre Frage ist, ob es politisch war, im gegenwärtigen Zeitpunkte die Sache anzuregen, und wenn man von diesem Standpunkt aus urtheilt, so hat das Ministerium einen großen Fehler gemacht. Zeit und Gelegenheit, sowol um die Vereinigten Staaten durch Demonstrationen und diplomatische Drohungen zur Erkenntniß ihres Unrechts zu bewegen, als um John Bull die Nothwendigkeit beizubringen, seinem Vetter über dem Ocean mit Gewalt diese Ueberzeugung einzuprägen, sind gleich schlecht gewählt. Es ist wahr, die Nordamerikaner haben unberechtigt in verschiedenen Gewässern gefischt, aber der Mißbrauch war durch zu lange Duldung fast zu einem stillschweigend anerkannten Rechte geworden, und wollte man dem Mißbrauche abhelfen, so verlangte die völkerrechtliche Höflichkeit gegen einen befreundeten Staat, daß man die dabei Betheiligten wenigstens eine Saison von der bevorstehenden Zurücknahme der Concession unterrichtete. Anstatt dessen wählte Sir J. Pakington zur Kündigung den Zeitpunkt unmittelbar vor dem Beginn des Fischfangs, wo schon große Capitalien auf die Ausrüstung der dieses Jahr auf den Fischfang auszuschiekenden Fahrzeuge verwendet sind, und wie bedeutend die bei diesem Industriezweig theilhabenden Interessen sind, kann man daraus abnehmen, daß er in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 30,000 Fischer mit 2400 Barken beschäftigt. Mit sehr übelangebrachter Energie verschreitet man auch sofort zu Gewaltmaßregeln, nimmt eine amerikanische Fischerbarke nach der andern weg, ermächtigt die amerikanischen Colonisten zu Ausrüstung von sechs bewaffneten Dämpfern, und verstärkt außerdem noch die englische Seemacht in jenen Gewässern als ob man am Vorabend eines Krieges stünde. In den Vereinigten Staaten sind ohnedies wegen der nahe bevorstehenden Präsidentenwahl alle politischen Leidenschaften wach. Das schroffe Benehmen der englischen Regierung hat überall die größte Aufregung hervorgerufen, und jede Partei beeilt sich diese Aufregung als politisches Capital auszubeuten, und sich durch Declamationen gegen England populair zu machen. Am willkommensten war der Fund der Whigpartei, die sich mit jedem Jahre mehr von den Demokraten eingeengt sieht,

und der es seit längerer Zeit an populären Agitationsstoffen fehlt. Ihr angesehenster Parteiführer, Webster, der zugleich als Staatssecretair des Auswärtigen Mitglied des Cabinets ist, stellte sich sofort an die Spitze der Agitation und drohte öffentlich in Volksversammlungen mit Gegengewaltmaßregeln. Allerdings ist seine officielle Sprache weit gemäßigter, indem er sich begnügt, die amerikanischen Fischer vor dem Befahren der von den Engländern ausschließlich beanspruchten Gewässer zu warnen. Aber wo einmal die Massen zur Mitwirkung in politischen Fragen aufgefördert werden, kann die Regierung durch die unbesonnen geweckte Aufregung leicht weiter gedrängt werden, als sie wollte. Schon hat man der Volksstimmung so weit nachgeben müssen, daß man die Fregatte Saranac auszurüsten beschlossen hat, und auch die nach Japan bestimmte Expedition soll nun nach den Neufundländischen Gewässern abgehen. Man spricht sogar davon, England recht zum Trotz eine große Fischerflotte, gedeckt von bewaffneten Kreuzern, aus Massachusetts nach den streitigen Gewässern auslaufen zu lassen, und so einen Conflict mit den Haaren herbeizuziehen. Wir glauben jedoch kaum, daß es zu einem Bruche kommt, so bramarbisirend die Sprache der amerikanischen Presse ist. In London spricht man von einer Sendung Mr. Th. Barings, eines Verwandten Lord Ashburtons, der schon die heiklige Oregonfrage zur Befriedigung beider Theile auszugleichen wußte, nach Amerika. Seiner Gewandtheit wird hoffentlich jene Ausöhnung gelingen, wahrscheinlich auf Kosten der Colonisten, die ihr ausschließliches Recht verlieren werden.

Wenn das Ministerium darauf gerechnet hat, sich durch sein Einschreiten in England Popularität zu erwerben, so hat es sich bitter getäuscht. Die ganze Presse von der conservativ liberalen Times bis zu der radikalen Daily News und Weekly Despatches fällt ein entschieden mißbilligendes Urtheil über das Benehmen des Ministeriums. Nur die eigentlich ministeriellen Blätter — ein sehr kleines Häuflein — spenden ihm das vorschriftsmäßige Lob. Das materielle und das politische Interesse Englands verbieten ihm Reibungen mit den Vereinigten Staaten zu suchen. Sie sind ihm unentbehrlich als Baumwolllieferanten, und seitdem das Festland mehr und mehr dem Absolutismus anheimfällt, sieht der Engländer mit Theilnahme und Stolz hinüber auf einen jugendkräftigen Anverwandten, der noch allein mit ihm das Banner der Freiheit aufrecht erhält. Einen Krieg mit Amerika zu führen, würde die öffentliche Meinung Englands als ein Wühlen im eigenen Fleische betrachten. Anstatt eine Kräftigung für das Ministerium verspricht dieses Auftreten gegen Amerika ein Nagel zu seinem Sarge zu werden.

Theater. — Für die Winterfaison sind bereits eine ganze Reihe neuer Dramen gerüstet; zwei von Rudolph Gottschall; das eine: „Marie Douglas;“ das zweite: „Rachab, oder das Mädchen von Magdeburg,“ welches im dreißigjährigen Kriege spielt. Von Max Kurnik ein dreiactiges Originalstück: „Ein Mann;“ von Otto Prechtler ein modernes Drama: „das Urtheil der Welt;“ von dem Tyroler Vincenz Weber (Verfasser des Spartacus und der Wahabiden) ein vaterländisches Schauspiel: „der letzte Ritter“ (Kaiser Maximilian), welches er auf Anregung des Ministers Bach unternommen haben soll; von Hermannsthal ein romantisches Ritterstück; von Kastenbrunner (Verfasser der Ulrike) ein Volksstück: „die drei Eichen,“ nach einer Novelle von Lentner. Es ist also für alle Gattungen gesorgt. — Auf der Friedrich-Wilhelmstadt in Berlin wurde zum 3. August ein Nationaldrama mit Gesang aufgeführt: „Die Patrioten.“ Die Composition ist von Thomas. —

Die Directoren der Hoftheater in Wien und Berlin, Herr Dr. Laube und Herr von Hülsen; haben auf ihrer Rundreise durch Deutschland den kleinen Theatern eine Masse guter Kräfte entführt, namentlich ist es dem Erstern gelungen, durch eine Reihe jüngerer Kräfte in das Burgtheater neues Blut und Leben zu bringen. Uebrigens ist das Hofburgtheater am 1. August mit Galm's „König und Bauer“ wieder eröffnet.

Das Dresdner Theater ist von einem unerseßlichen Verlust bedroht. Eduard Devrient hat einen glänzenden Ruf nach einem süddeutschen Theater erhalten; ob er darauf eingehen wird, steht freilich noch dahin. — Sehr erfreulich ist der Ruf den Heinrich Marr als artistischer Director an das Hoftheater zu Weimar erhalten hat; Weimar hätte keine glücklichere Wahl treffen können, und wir hätten nur gewünscht, daß Leipzig ihm zuvorgekommen wäre. —

Unter den gedruckten Dramen führen wir an: „Jakobaa,“ ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Kugler. (das sechste Bändchen der belletristischen Schriften, Stuttgart, Ebner und Seuwert). Wir werden uns über diese Dramen im Zusammenhang aussprechen — ferner „Franz von Sickingen,“ historisches Drama von Melchior Meyr (Berlin, Wilhelm Herz). Der Verfasser, ein fleißiger Mitarbeiter an Rötcher's Jahrbüchern für dramatische Kunst, hat ein zweites Stück: „Herzog Albert,“ bei der königlichen Bühne eingereicht. Die Aufführung des „Franz von Sickingen“ ist aus politisch-confessionellen Bedenken vorläufig aufgeschoben. — Bei derartigen historischen Stoffen ist das Erste, worauf man seine Aufmerksamkeit zu richten hat, die Sprache; denn eine einigermaßen zweckmäßig zusammenhängende Handlung herzustellen, ist bei historischen Dramen, wo man es mit den Gesetzen der dramatischen Composition nicht so genau zu nehmen pflegt, nicht so schwer. In dieser Beziehung bleibt Goethe's Götz von Berlichingen ein ewiges Meisterstück. Die Composition des Ganzen ist sehr schwach, die Farben verworren, und der Ausgang unbefriedigend, aber das Alles wird aufgewogen durch den ächt historischen und poetischen Ton des Details. Dieser Ton ist Goethe in keinem seiner späteren Stücke, auch im Egmont nicht, so vollkommen gelungen. — Herrn Meyr ist es nicht gelungen, den Ton zu treffen. Seine Personen sprechen und bewegen sich nicht in der Naivetät ihrer Zeit, sondern wie verständige Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, die sich in die Lage der Reformationszeit versetzen. Das fällt um so mehr auf, da der Dichter den Vers verschmäh't hat. Gleich auf der ersten Seite erzählt ein Student: „Luther gewann eine Herrschaft über uns, von der ich bis dahin keinen Begriff hatte. Denke dir einen Mann, der von dem, was er sagt, auf's innigste überzeugt und unerschöpflich an Gründen ist, auch Andere davon zu überzeugen! einen Mann von klarstem Geiste, glühendem Eifer, gewaltiger Rede und zugleich von treuestem, freundlichstem Gemüth!“ u. s. w. So reflectirt wol ein gebildeter Mann des neunzehnten Jahrhunderts, aber nicht ein junger Enthusiast des sechszehnten. Daher macht das ganze Drama den Eindruck eines dialogisirten pragmatischen Geschichtswerks. Wir stimmen meistentheils mit den Urtheilen überein, die der Verfasser über seine Charaktere fällt, aber die Charaktere selbst stehen nicht lebendig vor uns.

Musik. — Bei Gelegenheit eines Gastspiels der Fräulein Faslinger aus Weimar hörten wir hier Weigl's Schweizerfamilie. Die Oper wird nur noch sehr selten aufgeführt. Das sentimentale Sujet will den jetzigen Zeiten nicht mehr genügen. Unsere Textmacher haben uns mit handgreiflicheren Stoffen überschüttet und unsre Nerven

sind an größere Eindrücke gewöhnt. Noch mehr hinderlich aber als dieser Uebelstand des Buchs ist der Mangel an dramatischen Sängerinnen, die zu gleicher Zeit vermögen, durch geistreiches Spiel eine Rolle von so großem Ungeschmack als die der Emmeline interessant zu machen. Dies konnte freilich nur einer Schröder-Devrient gelingen. Die Erinnerung an ihre Darstellung der Emmeline wird Allen unvergeßlich bleiben, denen das günstige Schicksal zu Theil wurde, sie darin zu bewundern.

Wie sehr nun auch der dramatische Theil der Oper den Zuhörer in Unbehaglichkeit versetzt, so wurde er doch auf der andern Seite durch die herrliche und geniale Musik gehoben und erbaut. Die Musikstücke der Oper überschreiten in ihrer räumlichen Ausdehnung kaum die in dem Singspiele üblichen Formen, doch ist ihr musikalischer Inhalt von großer Tiefe und Bedeutung und nur wenige Stücke der Neuern dürfen in Erfindung, Feinheit und richtiger musikalischer Logik mit ihnen verglichen werden. Wie in allen Opern jener Periode richtet sich das Hauptstreben des Componisten auf Erfindung der Melodien. Mit Recht sah man in der richtigen Gestaltung derselben das bedeutendste Mittel, eine erschöpfende Charakteristik hervorzubringen. Die übrigen musikalischen Requisiten wurden auf bescheidene Weise hinzugefügt: eine stärkere Instrumentation nur an solchen Stellen, wo das Bedürfniß dieselbe gebieterisch erforderte, bedeutungsvollere und inhaltsschwerere Harmonien nur dann, wenn leidenschaftlichere Stimmungen die gewöhnlichen einfachen Mittel unzureichend erscheinen ließen. Dieses Verfahren erzeugte eine Deutlichkeit, welche dem Zuhörer das Verfolgen des Buchs und der Musik erleichterte, und ihn in lebhafter Theilnahme fesselte. Man hat in der jüngsten Zeit das Vorwalten der Melodie in der dramatischen Musik als verderbenbringend zurückgewiesen und alle Uebelstände der heutigen Oper daraus abgeleitet. Es ist freilich wahr, daß die Italiener der letzten Jahrzehende und neben ihnen Flotow und einige andere leichtfertigerer Componisten in unverzeihlicher Einseitigkeit frivole Melodien nur deshalb in den Vordergrund zogen, um die Virtuosität der Sänger zu unterstützen. Der schlimmste Vorwurf ist im Gegentheil der, daß unsre musikalisch so wenig productive Zeit nicht die Kraft besitzt, neue Gedanken und Melodien zu erfinden oder auch, daß die Einzelnen, welche das Talent höher gestellt, nicht immer wagen, klare und einfache Gedanken in ihrer Natürlichkeit wiederzugeben. Die musikalische Richtung unsrer Zeit ist eine raffinierte; sie drängt nach dem Unnatürlichen und Uebertriebenen und der Sinn für edle Einfachheit und Natürlichkeit liegt jetzt hinter einem Walle von überwundenen Standpunkten, über dessen Höhe der Blick zurück nach den Zielen der Klarheit und Gesundheit nicht dringen kann.

Diese guten Eigenschaften zieren aber Weigl's Musik und sichern ihr darum, wenigstens durch die Schweizerfamilie, einen festen Bestand und einen classischen Werth. Nur in wenigen Sätzen hat sich der Componist ganz von seiner Zeit und dem herrschenden Geschmacke abhängig gemacht. Wenn wir von diesen Kleinigkeiten absehen, so bleibt der übrige größere Theil der Schweizerfamilie ein Musterwerk. Die Melodien werden nicht veralten, weil sie nach klaren verständigen Grundsätzen geführt, keine Zeichen der Mode an sich tragen. Sie sind stets Ausdruck der Empfindung, niemals Behülsen der Virtuosität. Der harmonische Theil bildet eine vollkommen richtige Unterstützung des melodischen; beide tragen sich und ergänzen sich so meisterhaft, daß die richtige Stimmung in dem Hörer sich erzeugt. Weigl ist überdies der simplen Schule des 18. Jahrhunderts vollständig entwachsen, er hat wohl verstanden, wie Haydn und Mozart dieser Zeit so vollständig voraus geeilt waren, und wie ihre Tonwerke die Nicht-

schnur für nachstrebende Geister sein sollten. In der Instrumentation hingegen steht Weigl nicht gleich groß da, wiewol es ihm an einzelnen Feinheiten nicht mangelt; doch entbehrt man bei ihm der Füllung, die in Mozart's Harmonien so wohlthätig ist. Es erscheinen oft kahle Stellen, die an die dreistimmige Harmonie der Alten erinnern. Am meisten fällt bei ihm auf und verletzt sogar sein Gebrauch der ersten Violine bei der Cantilene. Die Violine begleitet nämlich den Gesang in den höheren Octaven, oft in ganz hohen Lagen.

Unter den Musikstücken, welche am meisten zünden und von dem Componisten mit großer Genialität eingelegt und ausgeführt sind, steht oben an die Arie der Emmeline: „Wer hörte wohl jemals mich klagen?“ Ferner im Anfange des dritten Actes, der durch die Klänge der Schalmey unterbrochene Wechselgesang zwischen Jacob und Emmeline, dessen Schluß, als sich die Liebenden gesehen und wiedergefunden haben, dem Duette zwischen Leonore und Florestan im *Fidelio* nicht viel nachsteht, wenigstens in dem kleinen Rahmen dieser Oper von gleicher Wirkung erscheint. Während wirkt das Duett zwischen Richard und Jacob, besonders dessen Schluß: Es sind Thränen der köstlichsten Wonne 2c.; nicht minder schön und charakteristisch ist das erste Terzett zwischen dem Grafen und dem alten Schweizerpaare. Von Weigl's großer Kraft für die Darstellung komischer Rollen zeugt die Rolle des Paul. Ein Duett zwischen Paul und Emmeline vermisten wir bei der Aufführung auf unsrer Bühne; aus welchem Grunde es wegblieb, vermögen wir nicht anzugeben.

Bei dem Düssel-dorfer Musikfeste (1. bis 4. Aug.) erhielt den ersten Compositionspreis H. Bönicke, Organist in Quedlinburg, den zweiten Dr. C. Faist, Musikdir. des Vereins Viederkrantz in Stuttgart, den dritten H. Veit in Prag.

Reißiger's neues Oratorium „David“, zum ersten Male am Palmsonntage dieses Jahres in Dresden aufgeführt, soll nun auch in Berlin unter Leitung des Componisten vorgeführt werden. Das Werk hat vieles Verdienstliche, am meisten in seinen Chören, die ernst gearbeitet und auf charakteristische Motive gebaut sind. Doch wird ihre Wirkung stark beeinträchtigt durch ihre große Ausdehnung und das zu deutlich hervortretende Streben des Componisten, sich als Contrapunktisten zu zeigen. Den Arien darf dieser Vorwurf nicht gemacht werden: sie sind weich und sentimental gehalten und dem Mangel an Entschiedenheit, Reißiger's altem Fehler, ist auch hier nicht abgeholfen. Von größerem Verdienste sind die für die katholische Kirche in Dresden geschriebenen großen Messen, unter denen einzelne den besten Werken dieser Gattung an die Seite gestellt werden dürfen. Früher waren die Dresdner Capellmeister sehr fruchtbar in dieser heiligen Musik; es genügt auf Haffe, Schuster, Seydelmann und Naumann hinzuweisen. Unter ihren Nachfolgern ist Reißiger der einzige, der sich ihnen an die Seite stellen kann. Weber's Talent war auf eine andre Seite gerichtet, und darum sind seine Versuche in dieser Art sehr dürftig ausgefallen.

In Florenz fand vor kurzem die Aufführung der Chöre von Rossini's *La Joie, l'Esperance et la Charité*, statt. Der Componist dirigirte selbst; die besten Kräfte der Stadt hatten sich zu einer würdigen Aufführung vereinigt. —

Das Archiv des Musikcollegiums zu Neapel ist in den Besitz einer werthvollen Autographensammlung von Cimarosa gelangt. Sie gehörte früher dem Cardinal Gonsalvo, dem der Componist seine Compositionen zu übersenden pflegte. Nach dessen Tode kamen sie in die Hände von Paul Cimarosa, dem Sohne des Componisten.

Dieser aber schenkte sie dem Collegium, um sie an würdigem Orte aufzubewahren. Da sich viele unbekannte Werke darunter befinden, so sind von Musikverlegern bedeutende Anerbietungen, wiewol vergeblich, gemacht worden.

Seit einigen Monaten sind nur wenig nennenswerthe Novitäten erschienen, und noch schlimmer ist es, daß wir nicht viel größere Sachen zu erwarten haben. Unter den bedeutenderen Componisten tritt Schumann allein häufiger auf, fast in jedem Monate mit ein oder zwei neuen Werken. Unter die Letzten hier noch nicht angezeigten gehören: Vier Stücke für Bratsche und Clavier in zwei Heften, und ein neues Liederwerk, ebenfalls in zwei Heften. Andere Lieder neuerer Zeit sind zwei Hefte von Th. Kirchner: Mädchenlieder von Geibel und Beck, op. 3 und Vier Lieder für eine Singst. op. 4. Kirchner ist ein kleiner Schumann, er hat es aber bis jetzt nicht weiter als zur Nachahmung der Manieren seines Meisters gebracht. Er gehört dem jungen, musikalischen Deutschland an, das es für unpassend hält, einen Gedanken klar und einfach auszusprechen. — Neu erschienen sind 3 Balladen von C. Reineke, die wir später mit kurzen Worten erwähnen werden. Außerdem kamen im Liedfache eine Menge liebenswürdiger und unliebenswürdiger Kleinigkeiten, unter deren Verfertigern Rücken und einige Mehnliche als Matadore herausstraten.

Die Clavierliteratur der letzten Monate bewegt sich in sehr bescheidenen Schranken, sie gab nichts als Rhapsodien, Melodien, Transscriptionen, Amazonen, Variationen — doch es ist besser, die Feder zu schonen. Unter allen diesen Sumpfgevögel schwimmt der alte Dnslow, mit seinem Quintett (Nr. 34, op. 82) für zwei Violinen, Bratsche und Cello (Leipzig, bei Kistner) wie ein majestätischer Schwan einher. Die Ruhe der Verlags-handlungen ist eine so tiefe, daß sogar für Männergesang jetzt nur wenige Nummern ausgegeben werden. Größere dahin gehörende Werke sind die bei Bode und Bock in Berlin erschienenen Partituren und Clavierauszüge von W. Tschirch's „Sängerkampf“ eine dramatische Cantate für Solo, Chor und Orchester (Partitur 10 Thlr., Stimme 1 Thlr.) und „Eine Nacht auf dem Meere“, dramatisches Tongemälde für Solo, Chor und Orchester (Partitur 7 Thlr., Clavierauszug 3 Thlr., Stimme 20 Sgr.) Noch ist zu erwähnen ein Hest Männergesänge von Jul. Otto. (Leipzig bei Bohnitz) mit Texten von E. Gärtner und Rosenblüt. Sie sind dem Paulinerverein gewidmet und von diesem mit Beifall schon oft gesungen.

Bildende Kunst. — Der evangelische BÜcherverein in Berlin hat herausgegeben: Die Episteln und Evangelien mit Summarien, Gebeten und Sprüchen auf alle Sonn- und Festtage durchs ganze Jahr, nebst einem Anhang und 84 Holzschnitten. Die Compositionen der Holzschnitte zerfallen in drei Classen. Ein Drittel ist nach Vorbildern von Dürer gearbeitet, ein zweites Drittel den Bildern der kleinen Meister, besonders des Georg Bens, nachgebildet, das letzte Drittel von modernen Künstlern. Franz Kugler giebt im Kunstblatt von diesem Unternehmen eine sehr günstige Beurtheilung.

In Madrid giebt Malabern ein großes Kupferwerk über die spanische Marine und namentlich über die Schlacht von Trafalgar heraus, wobei ihn mehrere bedeutende Künstler unterstützen. —

Bei Bieweg in Braunschweig wird nächstens eine „Wissenschaft der bildenden Kunst“ erscheinen, von Friedrich Wilhelm Unger in Göttingen (nicht zu verwechseln mit M. Unger,

Verfasser des Werks: Das Wesen der Malerei). Das Kunstblatt theilt aus diesem Buch ein sehr interessantes Fragment mit über das Hellsdunkel.

Ein sehr interessanter Versuch ist die Lithographiensammlung: Pferdestudien von Steffek (Berlin, Sachse). Sie enthält vier Compositionen über die verschiedenen Situationen der Pferde. Der Preis ist 1 $\frac{1}{2}$ Thaler. —

In Brüssel haben die Hausbesitzer beschlossen, auf dem Rathhausplatz die Standbilder, mit denen die Giebel ihrer Häuser vor der französischen Revolution geschmückt waren, wieder nach den alten Vorbildern aufstellen zu lassen. Dazu gehört die bronzene Reiterstatue des Prinzen Karl von Lothringen.

Sir Robert Peel. — Wir sind schon mehrmals auf diesen Staatsmann zurückgekommen, den wir zwar nicht als das Ideal eines Staatsmanns überhaupt, aber als das Ideal eines constitutionellen Staatsmanns ansehen; eine sehr ausführliche und geistvolle Kritik desselben in dem Juliheft des Westminster Review veranlaßt uns, mit einigen Worten auf diesen Gegenstand zurückzukommen, der bei den neuesten Wirren der englischen Politik immer auf's neue unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß. Um Peel's große Bedeutung richtig zu würdigen, muß man sich den Mechanismus des parlamentarischen Lebens in England versinnlichen. Dieser bestand darin, daß zwei ebenbürtige Parteien, die sich früher auf dem Schlachtfeld gegenüber gestanden hatten, sich auf dem friedlichen Wege der parlamentarischen Abstimmung das Heft der Regierung aus den Händen zu reißen trachteten. Diese Parteibildung beruht keineswegs blos auf der Verschiedenheit der Ansichten; sie war traditionell an bestimmte Familien geknüpft, die zwar auch eine verschiedene Politik vertraten, denn die Whigs waren liberal, die Tories conservativ, die aber, auch abgesehen von diesen Ansichten, einander persönlich gegenüberstanden. Es galten bei ihnen, auch nachdem sie ihre kriegerische Position aufgegeben hatten, dieselben Ehrengesetze, die früher eine ganz andere historische Bedeutung gehabt hatten. Wer von der Partei abfiel, gerieth in allgemeine Verachtung, nicht wegen des Wankelmuths in seinen Ansichten, sondern wegen des Treubruchs, den er dadurch an der sittlichen Gemeinschaft seiner Familie und seiner Freunde beging. Man konnte sich die Motive eines solchen Treubruchs nicht anders erklären, als aus den allerniedrigsten Gesichtspunkten, und brandmarkte ihn daher mit dem Stempel der Infamie. — Bei dieser schroffen Parteibildung hätte die englische Politik ein fortwährendes Schwanken zwischen den entgegengesetzten Extremen sein müssen, wenn nicht eine Vermittelung eingetreten wäre, und zwar durch die Liberalen im Lager der Tories, durch die Conservativen im Lager der Whigs. Diese Bezeichnung wird nicht befremden, wenn man nur immer fest im Auge hält, daß man als Tory oder als Whig geboren wurde. — Robert Peel wurde als ganz junger Mann in's Parlament geschickt, als ganz junger Mann in das Ministerium aufgenommen. Sein Vater war ein leidenschaftlicher Tory, seine ganze Familie gehörte der Partei an, und nach den ganz allgemeinen sittlichen Begriffen galt es geradezu als eine Unmöglichkeit, wenn man überhaupt eine politische Rolle spielte, diese außerhalb des Kreises seiner Angehörigen spielen zu wollen. Daß unter diesen Umständen ein junger Mann, in dessen Charakter es ohnehin lag, niemals voreilige Entschlüsse zu fassen, und der damals unmöglich schon auf der Reise aller politischen Bildung angelangt sein konnte, in der Mitte seiner Torypartei auch toryistische Ansichten vertrat, ist zu natürlich. — Wenn wir seine politische Laufbahn im Großen und Ganzen überblicken,

so sehen wir einen zwar allmählichen aber beständigen und entschiedenen Fortschritt nach der liberalen Seite hin, einen Fortschritt, der nicht bloß individuell war, sondern der den Hauptstamm der Partei mit sich zog, bis endlich der große Bruch erfolgte, und auch da hat es sich gezeigt, daß, nachdem der erste Sturm der Leidenschaft vorüber war, die neuen Führer der Tories zu ihrem Erstaunen bemerken mußten, daß sie auf demselben Boden standen, wegen dessen sie über ihren frühern Freund ein unbedingtes Verdammungsurtheil ausgesprochen hatten. — Wenn man unter einem großen Staatsmann denjenigen versteht, der von der frühesten Jugend auf irgend einem großen, neuen, weltbewegenden Princip huldigt, und dieses siegreich durchführt, so ist Peel allerdings nichts weniger als ein solcher Staatsmann; aber dergleichen dürfte überhaupt nur unter sehr seltenen Umständen möglich sein, und in der neuen constitutionellen Staatsform fast unmöglich. Die Bildung ist heut zu Tage nicht mehr von der Art, daß die Ideen vollständig fertig, gerüstet und gewappnet in die Welt hineinspringen, wie Minerva aus dem Haupte ihres Vaters. Sie entstehen nicht mehr im individuellen Genius, sie verbreiten sich lange Zeit im öffentlichen Denken und Fühlen, und ein großer Staatsmann ist nicht Derjenige, der sie empfindet, sondern der sie mit Entschiedenheit und Correctheit ausführt. — Peel war seiner Natur nach vorsichtig, gemäßigt, abgeneigt gegen jeden raschen Entschluß. Wo er nicht klar seinen Weg sah, widerstrebt er jeder Neuerung; sobald er ihn aber sah, sobald er sich klar und im Detail alle Folgen einer für zweckmäßig erkannten Neuerung ausgemalt hatte, so war er rücksichtslos und unerschütterlich in seiner Ausführung. In seiner Erscheinung bei der neuesten Wendung seiner Politik, war etwas Großes. Er wußte sehr wohl, daß er alle Traditionen der öffentlichen Sittlichkeit, alle freundschaftlichen Bande mit Füßen trat, daß er sich Angriffen aussetzte, die auch einen starken Mann innerlich brechen konnten, er mußte klar einsehen, daß er seine politische Stellung dadurch vielleicht auf immer verächtelte, und doch nahm er keinen Anstand, seiner Ueberzeugung zu folgen, und führte seinen Entschluß durch, man kann wohl sagen, mit einer eisernen Faust, und doch mußte gerade seine Natur diese Stellung am bittersten empfinden, denn jenes Anstands- und Schicksalitätsgefühl, welches wir bei den englischen Staatsmännern in der Regel überhaupt antreffen, war bei ihm feiner und lebhafter, als bei irgend einem andern. Diese Bornehmheit seines Wesens, die durch die frechsten Angriffe nicht angetastet werden konnte, war es auch wol vorzugsweise, was seine schnelle Wiederherstellung in der öffentlichen Meinung auch bei seinen Gegnern herbeiführte. — Kein Staatsmann hatte einen so schnellen und feinen Instinct für den wahren Inhalt der öffentlichen Meinung. Er ging von der sehr richtigen Ansicht aus, daß diese in zweifelhaften Fällen immer den Sieg davontragen muß, und daß sie auch da Befriedigung verlangt, wo ihre Ansprüche nicht vom Standpunkt der absoluten Vernunft gerechtfertigt werden können. Als er die Emancipation der Katholiken vertrat, war es nicht seine Ueberzeugung von der absoluten politischen Zweckmäßigkeit eines solchen Schrittes, was ihn bestimmte, er hielt vielmehr nach wie vor die Aufnahme der Katholiken für ein Unglück und ist durch die späteren Ereignisse darin gerechtfertigt worden; sondern es war einerseits der Wunsch, ein größeres Uebel, den Bürgerkrieg, zu vermeiden, andererseits die Einsicht in die öffentliche Stimmung, die gebieterisch dieses Opfer erheischte. — Was ferner bei einem englischen Staatsmann das Wichtigste war, und was ihm eine so unendliche Ueberlegenheit verschaffte, war die Correctheit seiner Geschäftsführung. Nach dem einstimmigen Urtheil aller Parteien

kommt ihm darin kein Staatsmann gleich. Seine Budgets waren stets ein Muster von Klarheit und Sicherheit; er hatte bis in's kleinste Detail hinein jeden einzelnen Punkt sorgfältig untersucht und war auf jeden Einwand vorbereitet. Die Arbeit war bei ihm gewissermaßen eine Leidenschaft, und nicht blos sein scharfer, klarer und ruhiger Geist, sondern auch seine physische Ausdauer und Stärke waren nothwendig, um in dieser Beziehung das zu leisten, was er geleistet hat. — Wir glauben diese kurzen Bemerkungen am zweckmäßigsten mit den Worten jener Kritik schließen zu können, auf die wir uns vorher bezogen haben: *It occurs to many public men to sacrifice place, power and friends to their principles and their faith: it was reserved to Sir Robert Peel to sacrifice to them his reputation — and this, not once, but time after time, — and yet to find it, like the widow's cruse, undiminished by the daily waste.*

Literatur. — Wir haben diesmal eine ziemlich Anzahl **lyrische Gedichte** vor uns, über die wir wenigstens einige Bemerkungen machen wollen. Wir haben uns schon mehrfach dahin ausgesprochen, daß in der gegenwärtigen Zeit, wo durch die früheren Dichter unsere ganze Welt der Empfindungen und Anschauungen lyrisch durcharbeitet ist, und wo man sich zu Empfindungen nicht mehr durch die Natur, sondern durch Reminiscenzen an frühere Empfindungen anregen läßt, diese Beschäftigung nicht gerade fruchtbar für die Bereicherung des allgemeinen Geistes genannt werden kann. Man hört häufig Klagen von unseren jungen Lyrikern über die Ungerechtigkeit des Publicums, welches sie vollkommen ignorirt, während es anderen, begünstigteren Dichtern eine an Fanatismus grenzende Anerkennung zu Theil werden läßt. Zum Theil sind diese Klagen nicht ungegründet, denn abgesehen von denjenigen Dichtern, die durch Neuerungen in den Stoffen oder in den Formen Aufsehen erregten, wie z. B. Anastasius Grün, Freiligrath, Herwegh, würde es bei manchen Dichtern schwer zu erklären sein, woher sich ihr großer Erfolg schreibt, wenn man sie mit anderen vergessenen Dichtern vergleicht. Am erklärlichsten ist es noch, wenn die Stoffe der Reizung des Zeitalters entsprechen, z. B. bei Redwig, dessen Muse sich lediglich in der Moderrichtung bewegt. Aber nehmen wir z. B. Geibel, der, soviel wir wissen, schon einige zwanzig Auflagen erlebt hat. Ohne Zweifel sind seine Lieder recht hübsch, sangbar, geschmackvoll und gemüthlich; aber wir würden doch nicht behaupten wollen, daß sich nicht unter den Maculaturmassen unsrer Buchhändler noch mancher Dichter finden sollte, der ebenso hübsche, sangbare, geschmackvolle und gemüthliche Liederchen gemacht hätte. Zuletzt bestimmt hier, wie bei allen Modeartikeln, der Zufall, und zu einem Modeartikel ist die lyrische Poesie allerdings herabgesetzt. — Bei der Gleichförmigkeit der conventionellen Stoffe und Gefühlswendungen nimmt die Physiognomie aller dieser Dichter eine sehr gleichmäßige Form an; sie sehen sich zum Verwechseln ähnlich. — So wird es uns z. B. schwer fallen, unter den drei uns vorliegenden Sammlungen: Gedichte von Emil Grundmann (Berlin, Simion); Blumen von Nepomuk Vogl (Wien, Pfautsch und Voss); Gedichte von Ernst Minneburg (Tübingen, Osiander) zu unterscheiden, wenn wir ein einzelnes Gedicht aufschlagen, welchem von diesen dreien es angehört. Alle drei gehören übrigens der glücklichen und zufriedenen Gattung an, welches für uns ein großer Trost ist, da wir so lange vom Weltschmerz heimgesucht worden sind. Herr Grundmann singt z. B.: „Ein frohes Herz und frischen Muth, was brauch' ich wol noch mehr?“ und „Fröhlich ist mein Sinn und heiter und mein Herz ist wohlbestellt.“ Bei dieser glücklichen Gesinnung kann es

nicht fehlen, daß auch recht hübsche sinnige Einfälle sich einstellen. — Am zweckmäßigsten ist es noch, aus der Trivialität der Empfindung herauszugehen, bestimmte Stoffe zu behandeln und aus dem lyrischen Gedicht ein beschreibendes zu machen. So findet sich recht viel hübsches in dem Gedicht: *Schwanwit*. Ein Sommermärchen von Mathilde Navel (Düsseldorf, Käulen). Die Dichterin hat sich schon früher durch zwei sehr sorgfältig ausgearbeitete Romane bekannt gemacht, die wir ihrer Zeit besprochen haben. Das gegenwärtige Gedicht enthält im Wesentlichen eine weitere Ausführung des Goethe'schen Fischers. Das Leben der Nixen im Wasser ist sehr poetisch geschildert und verräth eine nicht gemeine Begabung für plastische Darstellung. Ebenso der erste Ausflug der Nixe auf das feste Land und die sonderbaren Eindrücke, die sie davon empfängt. Aber die Dichterin ist, um dem Ganzen mehr Mannichfaltigkeit zu geben, auf den sonderbaren Einfall gerathen, die heterogensten Versmaße zusammenzustellen, den Balladenvers, den Hexameter, die Nibelungenstrophe, den ungereimten fünffüßigen Jambus und noch mehreres Andere, ja selbst die Jean Paul'schen Streckverse. Dadurch wird alle Einheit in der Stimmung aufgehoben. Auch die fortwährend eingestreuten kleinen Liederchen hätten wol wegbleiben können. Ferner ist noch in der Versbildung eine Manier, die mäßig angewendet sehr zweckmäßig sein kann, die aber im Uebermaß unmelodisch wird. Unfre Dichter haben sich daran gewöhnt, die Hauptcaſur immer an den Schluß der Verse zu verlegen. Bekanntlich ist es eine der kühnsten Neuerungen der französischen Romantiker, dem Alexandriner eine freie Caſur gegeben zu haben. Unfre Dichterin hat diese Neuerung einige Male sehr zweckmäßig angewendet, aber sie übertreibt es und schadet dadurch dem Wohlklang. — Ein anderes Gedicht: *Abdul*, von Heinrich Landsmann (Berlin, Alexander Duncker), hat einen philosophischen Anstrich. Unter dem Bilde eines Wanderers, der durch die Wüste pilgert, soll das Räthsel des menschlichen Lebens symbolisch angedeutet werden. Es geht dem Leser mit diesem Gedicht, wie in höherem Grade mit Shelley: er wird angeregt, bis zu einem gewissen Grad auch angezogen, aber nach keiner Seite hin befriedigt. Vorzüglich liegt das an der Sprache, die in die unerhörtesten Abstractionen verfällt. Der Dichter hat früher unter dem Namen Hieronymus Form sehr anmüthige kleine Genrebilder geschrieben, die voll von Farbe und Leben waren. Er scheint sich diesmal gewaltsam in die dunkle Metaphysik, die er seinem Gegenstand für angemessen hielt, gezwungen zu haben. Wir führen einige Beispiele an. „Ein verborgenes Geistersein erwacht in Blumen, Wellen und im Menschenherzen.“ — „Der Dolch, der ihren Busen traf, verstieß mich aus des Unbewußtseins Paradies.“ — „Den Houris wär' ein Thron mein Schlummerkissen, doch schlummert nie mein ewiges Vermissen.“ — Eine doppelte, ja dreifache Negation, und noch dazu in einem Infinitiv! — „Der Kreis, der eng umklammert, was da ist und fest das Werden ans Verwesen schließt, umzirkelnd Wonnen wie gebrochne Herzen u. s. w.“ Das alles sind lauter Abstractionen, die sich unruhig aneinanderdrängen, und die den Leser um so mehr verwirren, da auch das Bild, welches trotz seiner allegorischen Beziehung doch immer einen gewissen Körper haben muß, sehr schattenhaft aussieht. So kommen die zum Theil tiefen Empfindungen, die wir ahnen, nicht zu ihrem Recht. Eine Sammlung von kleinen epischen Gedichten enthalten die „Düsteren Sterne“ von Adolph Böttger (Leipzig, Fleischer). Das größte dieser Gedichte, „Pausanias“, behandelt die Geschichte des alten Spartanerkönigs. Der Anfang der Erzählung ist sehr hübsch, aber zum Schluß begeht der Dichter den unbe-

greiflichen Fehler, den Hungertod des eingemauerten Königs im Einzelnen schildern zu wollen. Bei dieser durchaus unpoetischen Aufgabe verfällt er denn auch in eine Sprache, die gegen die gewohnte Weise des Dichters schwülstig und übertrieben ist. Die beiden anderen Geschichten, „Die Rose von Bethanien“ (die büßende Magdalene) und „Don Juan und Maria“ (eine niederländische Geschichte), sind gut erzählt. Einzelne aus Scurrile streifende Episoden hätte der Dichter lieber weglassen sollen. — Da wir Adolf Böttger bisher noch nicht erwähnt haben, so benutzen wir diese Gelegenheit, auf seine früheren Schriften hinzuweisen. Er besitzt ein sehr bedeutendes, ein sogar für Deutschland ungewöhnliches Formtalent, und hat dasselbe vorzugsweise in mehreren Uebersetzungen, namentlich des Shakespeare und des Byron, bekundet. Was seine eigenen Productionen betrifft, so finden wir, abgesehen von einer großen Zahl Gelegenheitsgedichte, die keinen erheblichen Werth beanspruchen, öfters eine sinnige Empfindung, ein ansprechendes Bild, zuweilen auch eine kräftige, fortreibende Bewegung, aber in den meisten fehlt jene Vollendung, die nicht bloß negativ zu verstehen ist, nicht bloß als Abwesenheit störender und unangemessener Vorstellungen. In seinen „Gedichten“ (7. Aufl., Leipzig, Klemm) sind mehrere ganz vortrefflich; anmuthige Bilder, die sich auf einer gemüthlichen Melodie schaukeln. Ein in demselben Bande enthaltenes dramatisches Gedicht, „Agnes Bernauer“, dagegen, ist schwach, weil die dramatische Einheit fehlt. Ueberhaupt halten wir diesen Stoff, der in neuerer Zeit so vielfach von unseren Dramatikern benutzt ist, nicht gerade für glücklich, wenn man sich nicht entschließt, das im Drama überhaupt nicht weiter zu entwickelnde Liebesverhältniß ganz bei Seite zu lassen und die geschlossene Ehe als ein Factum vorauszusetzen, an welches sich nachher die Katastrophe knüpft. — Ferner führen wir an: „Dämon und Engel“ (2. Aufl., Leipzig, Klemm), welches die Geschichte von Robert dem Teufel behandelt. Der ethische Inhalt ist im Gedicht ebenso unbedeutend wie in der Sage, dagegen sind die Schilderungen zum Theil sehr gelungen, wenn sich auch hin und wieder Reminiscenzen an Byron vorfinden. — Ferner: „Hyacinth und Lilialide, ein Frühlingmärchen“ (4. Aufl., Leipzig, Klemm). Es ist ein Bild aus dem Leben der Elfen, wie wir es aus Shakespeare und Mendelssohn, aus Wieland und Weber kennen, mit viel Virtuosität ausgeführt, obgleich wir bezweifeln, daß diese lustige Welt sich für ein größeres ausgeführtes Gedicht eignet. — In dieselbe Gattung gehört: „Die Pilgerfahrt der Blumengeister“ (Leipzig, Fleischer). Ein zur Erklärung der anmuthigen Bilder von Grandville erfundener Text. Die Bilder sind aller Welt bekannt, und es ist dem Dichter einige Mal gelungen, die angemessene Stimmung zu treffen. Daß sie auf einen so großen Umfang nicht ausreicht, ist leicht zu begreifen. — Ferner ein satyrisches Gedicht: „Till Eulenspiegel“, in welchem der Zeit einige sehr beherzigenswerthe Wahrheiten gesagt werden, nur leider nicht immer in einer Form, die sich für ein Gedicht eignet. Eine gute Satyre zu schreiben, muß man in heiterer Stimmung sein, die Erbitterung ist eine schlechte Inspiration. Zum Schluß führen wir noch eine Reihe anmuthiger kleiner Gelegenheitsgedichte an: „Auf der Wartburg“ (Leipzig, Vork).

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **G. E. Albert** in Leipzig.